



Dies ist eine Leseprobe des Tropen Verlags. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter [www.tropen.de](http://www.tropen.de)

Der Technologiekonzern DIANIMA hat den abgelegenen Archipel Con Dao abgeriegelt. Eine Krakenart wurde entdeckt, die möglicherweise eine eigene Sprache und Kultur entwickelt hat. Die Meeresbiologin Dr. Ha Nguyen reist zu den Inseln, um mit der neuen Spezies Kontakt aufzunehmen. Mit in ihrem Team: eine kampferprobte Sicherheitsbeamtin und der erste Android der Welt. Doch es dauert nicht lange, bis Mächte auf den Plan treten, die mit den Kraken ganz andere Absichten verfolgen. Ein globaler Wettstreit um Ressourcen und Herrschaft beginnt, bei dem alles auf dem Spiel steht.

Was ist intelligentes Leben? Dieser Thriller stellt diese Frage auf nie dagewesene Weise. Ein atemberaubender Tauchgang zu den Abgründen der menschlichen Zivilisation und den Geheimnissen der Tiefsee.

**Ray Naylor**, geboren in Quebec und aufgewachsen in Kalifornien. Fast sein halbes Leben war er im United States Foreign Service und dem Friedenscorps, u. a. als Beauftragter für Umwelt, Wissenschaft, Technologie und Gesundheit für das US-Konsulat in Ho-Chi-Minh-Stadt. Mit seinen Kurzgeschichten gewann er u. a. den Asimov's Readers' Award. Er arbeitet an der George Washington University's Elliott School of International Affairs. Er lebt mit seiner Familie in Washington D.C. *Die Stimme der Kraken* wurde mit dem Locus Award der *Los Angeles Times* ausgezeichnet und war auf der Shortlist für den Nebula Award und den Ray Bradbury Prize.

**Benjamin Mildner**, geboren 1984, hat Anglistik und Literatur studiert. Zu seinen bisherigen Übersetzungen zählen u. a. William Gibson und Shaun Prescott sowie mehrere Graphic Novels. Er lebt und arbeitet in Berlin.

RAY NAYLER

DIE  
STIMME  
DER  
KRAKEN

AUS DEM KANADISCHEN ENGLISCH  
VON BENJAMIN MILDNER

TROPEN

Tropen

[www.tropen.de](http://www.tropen.de)

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel  
»The Mountain in the Sea« im Verlag FSG New York

© 2020 by Ray Nayler

Für die deutsche Ausgabe

© 2024 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH,  
gegr. 1659, Stuttgart

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Cover: Zero-Media.net, München

unter Verwendung der Daten des Originalverlags;

Illustration: © Maria Contreras

Gesetzt von C.H.Beck.Media.Solutions, Nördlingen

Gedruckt und gebunden von GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-608-50013-4

E-Book ISBN 978-3-608-12249-7

*Für Anya und Lydia*

I

QUALIA

In einem lebenden Nervensystem herrscht niemals Stille. In jedem Augenblick unserer Existenz strömt eine elektrische Symphonie der Kommunikation durch unsere Neuronen. Wir sind für die Kommunikation gemacht. Nur der Tod bringt Stille.

Dr. Ha Nguyen, *Wie Meere denken*

# 1

Es war Nacht im Bezirk 3 der Autonomen Handelszone Ho Chi Minh.

An der Plastikmarkise des Cafés strömte der Regen herab. Darunter, vor dem Regen geschützt und eingehüllt in Küchendünste und Stimmengewirr, wuselten Kellner mit dampfenden Suppenschüsseln, Coldbrewgläsern und Bierflaschen zwischen den Tischen umher.

Hinter der Regenwand rauschten Elektro-Mopeds wie leuchtende Fische vorbei.

*Lieber nicht an Fische denken.*

Lawrence richtete seine Aufmerksamkeit stattdessen auf die Frau ihm gegenüber, die ihre Esstübchen gerade mit einem Limettenschnitt abrieb. Ein Abglanz-Identitätsschild, dessen flackernde Farbschleier sich ständig wandelten, bedeckte ihr Gesicht. *Wie etwas, das unter Wasser lebt ...*

Lawrence drückte die Fingernägel in seine Handfläche. »Verzeihung – könnten Sie dieses Ding vielleicht anders einstellen?«

Die Frau justierte etwas. Der Abglanz nahm die Erscheinung eines ausdruckslosen Frauengesichts an. Unter der Oberfläche konnte Lawrence die zarten Umrisse ihres eigentlichen Gesichts umhertreiben sehen. *Umhertreiben ...*

»Diese Einstellung benutze ich normalerweise nicht.« Die Vibrationen des Abglanzes gaben dem Tonfall der Frau etwas

Mattes. »Die Gesichter wirken befremdlich. Die meisten Menschen bevorzugen den Farbschleier.«

Sie führte ihre Essstäbchen zum Mund. Die Nudeln verschwanden in der von Störimpulsen durchzuckten Lippen-Oberfläche der Maske. Dahinter sah man den Schatten von einem weiteren Paar Lippen und Zahnreihen.

*Schau nicht hin. Fang einfach an.* »Okay. Meine Geschichte. Deswegen sind wir hier. Ich bin vor zehn ... nein, vor mittlerweile elf Jahren auf den Archipel gekommen. Davor habe ich in einem Tauchladen in Nha Trang gearbeitet. Als ich ankam, gab es auf Con Dao nur zwei Tauchläden – einen in einem schicken Hotel für Westler und einen anderen kleinen Laden, der sich kaum halten konnte. Den hab ich gekauft. Hab fast nichts dafür bezahlt. Con Dao war ein verschlafenes Inselchen – kaum bevölkert, kaum besucht. Die Einheimischen haben geglaubt, dass es auf der Insel spukt.«

»Spukt?«

»Die ganze Insel ist früher ein Gefängnis gewesen. Auf den Friedhöfen liegen Generationen von Regimekritikern begraben, die von einer Regierung nach der anderen zu Tode gefoltert wurden. Ziemlich schlechter Ort, um ein Geschäft aufzumachen, denken Sie? Mag sein. Aber ein guter Ort, um einfach nur über die Runden zu kommen und sein Leben zu leben. Klar, der Ort hatte seine Schwierigkeiten – viele sogar. Rein rechtlich gehörte der gesamte Archipel – die Inseln und die Gewässer – dem Global Conservation Park. Man durfte also nicht fischen, nicht jagen. Es gab sogar eine eigene Aufsicht der UN, die einmal im Jahr aufkreuzte und einen Bericht erstellte. Aber tatsächlich waren dort ständig Fischerboote unterwegs, ihre Schleppnetze verhedderten sich in den Riffen und sie fischten mit Zyanid und Dynamit. Und die Ranger waren alle korrupt. Was hätten

sie auch sonst machen sollen, bei den Monatslöhnen? Sie haben Schildkröteneier verkauft, Riffische, was immer sie in die Finger bekamen. Und die Einheimischen haben da auch mitgemischt – haben mit Speeren gefischt und sind ohne Ausrüstung nach Schalentieren getaucht. Son, mein Assistent, war so ein Taucher.«

»Und wo ist er jetzt?«

»Das hab ich doch schon gesagt – ich weiß es nicht. Nach der Evakuierung haben wir uns aus den Augen verloren.«

»Er ist der, der mit Ihnen auf dem Boot war? Am Tag des Zwischenfalls?«

»Ja. Das wollte ich gerade erzählen.« *Beziehungweise vermeiden.* »Das Wrack ist ein thailändisches Stahl-Frachtschiff, sechzig Meter lang. Im späten 20. Jahrhundert untergegangen. Das einzige für Taucher erreichbare Schiffswrack in ganz Vietnam. Es liegt nur zwanzig Meter tief im Wasser, aber die Tauchbedingungen dort sind meistens schlecht. Starke Strömungen, trübe Sicht. Nur was für Taucher, die wissen, was sie tun. Auf Con Dao kommen nicht viele solcher Leute vorbei, also waren wir schon seit Jahren nicht mehr da draußen gewesen. Wir tauchten morgens. In der Nebensaison. Mickrige Sicht, vielleicht zwei Meter. Aber dieser Typ wollte eben unbedingt zu einem Wrack tauchen. Also gingen wir ins Wasser und arbeiteten uns nach unten vor. Nur er und ich.«

Lawrence machte eine Pause. »Das klingt jetzt alles dramatischer, als es war. Es war nicht dramatisch. Es war reine Routine. Cobias und Tintenfische haben uns angestupst. Die Sicht war erbärmlich. Wir waren fast am Wrack, als ich entschieden hab, das Ganze abubrechen. Als ich mich zu ihm umgedreht hab, war er weg. Das ist aber normal. Bei so schlechter Sicht verliert man dauernd Leute. Man bleibt einfach, wo man ist. Wenn man

anfängt, sie zu suchen, kann man sich leicht verirren. Aber nach fünf Minuten hab ich mir langsam Sorgen gemacht. Ich bin an der Schiffsreling entlang zurückgeschwommen. Dabei hab ich mir immer wieder gesagt, dass er gewusst hat, was er macht. Er wäre nicht ohne mich ins Wrack hineingetaucht. Gab es ein Problem mit seiner Ausrüstung? Hatte er sich entschieden, wieder aufzutauchen?« Er hielt inne.

»Ich bin nach oben geschwommen, weil ich dachte, dass er dort vielleicht irgendwo herumdümpelt. Ich rief Son auf dem Boot und fragte ihn, ob er ihn gesehen hatte. Nichts. Also bin ich wieder runtergetaucht. Ich hab gemerkt, wie sich Panik in mir breitmacht. Die Bedingungen dort unten haben alles noch schlimmer gemacht: schmutziges Wasser, überall Schatten. Fische huschten durchs Sichtfeld. Schließlich bin ich dann doch ins Wrack rein. Er konnte nirgendwo sonst sein. Als ich drin war, hat es nicht lange gedauert, bis ich ihn gefunden hab. Er ist nicht weit drinnen gewesen: Sein Körper war eingeklemmt unter einer Gangway im Hauptfrachtraum. An seiner Schläfe klaffte eine Wunde. Ein paar Fische sind schon mit Fleischstückchen davongeschwommen. Ich hab ihn an die Oberfläche gebracht. Son wollte unbedingt versuchen, ihn zu reanimieren. Aber ich wusste, dass er tot war. Er war schon tot, als ich ihn gefunden hab.«

»Und wie ist er gestorben, Ihrer Meinung nach?«

»Es war nicht die Wunde – die war nur oberflächlich. Er ist ertrunken, weil irgendjemand ihm den Atemregler geklaut hat, seine Tauchmaske, seine Sauerstoffflasche, alles. Als seine Ausrüstung weg war, hat er wahrscheinlich Panik bekommen, sich den Kopf gestoßen und das Bewusstsein verloren. Ohne die Maske und den Regler kann es nicht lange gedauert haben, bis er tot war.«

»Und sein Atemregler? Die Sauerstoffflasche? Die Maske? Haben Sie diese Sachen noch gefunden?«

Die Regungslosigkeit dieses verschwommenen Gesichts, die Ausdruckslosigkeit der modifizierten Stimme, sie versetzten Lawrence abermals auf die Insel. Wie er diese Geschichte immer und immer wieder hatte erzählen müssen. Den Rangern, der Polizei, den Reportern. Anschuldigungen, Zweifel – und irgendwann Gleichgültigkeit.

»Wir haben sie nie gefunden.«

»Aber Sie haben das Schiff abgesucht.«

»Nein. Hab ich nicht. Ich hab gelogen.«

»Gelogen?«

»Ich konnte da nicht noch mal runter. Ich hab der Polizei erzählt, wir hätten seine Ausrüstung gesucht und dass wir das gesamte Schiff durchforstet haben, aber ... ich hab nie gesucht. Ich hatte Angst. Es hat in Wahrheit nie eine richtige Suche gegeben.«

Sie hielt inne. »Verstehe. Und was haben Sie dann gemacht?«

»Die Konkurrenz vom anderen Tauchladen hat diesen Todesfall benutzt, um uns die Kundschaft zu vertreiben. Mein Geschäft lief immer schlechter. Aber letzten Endes war das egal. Drei Monate später ging die Evakuierung los. Nur damit das klar ist – ich bin froh, dass Sie und Ihre Leute die Insel gekauft haben. Jetzt weiß ich wenigstens, dass sie geschützt wird. Ich kannte jeden Zentimeter von Con Dao – jedes Riff, das zerstört wurde, jeden Fisch, der illegal gefangen wurde. Es ist besser so: Alle wegbringen, den ganzen Archipel absperren. Ihn verteidigen. Nur so kann man ihn schützen. Ich war einer der Ersten, die Ihr Angebot angenommen haben und abgehauen sind. Eine großzügige Entschädigung, ein neuer Anfang. Das war wahrscheinlich ein riesiger Glücksfall für mich.«

Wahrscheinlich. Aber während er im Regen davonschritt, war Lawrence sich da gar nicht mehr so sicher. Die Tamarindenbäume rauschten im Wind. Sein Poncho hatte an der Seite einen Riss, und langsam breitete sich ein kalter, nasser Fleck auf seiner Kleidung aus.

»Was haben Sie gesehen?« Das hatten sie ihn immer wieder gefragt – die Ranger, die Polizei, die Reporter. *Was haben Sie gesehen?*

Nichts. Er hatte nichts gesehen. Aber er wurde das Gefühl nicht los, dass *etwas ihn* gesehen hatte.

Und dieses Gefühl hatte ihn verfolgt. Er war froh gewesen, vom Archipel wegzugehen. Und trotzdem hatte das nicht gereicht – das Gefühl kehrte jedes Mal zurück, wenn er ans Meer dachte.

Con Dao war sein Zuhause gewesen – sein erstes Zuhause. Was immer bei dem Schiffswrack passiert war, hatte ihm das genommen. Das war die Geschichte, die er hatte erzählen wollen. Aber die Frau von DIANIMA hätte das sowieso nicht verstanden.

War sie überhaupt von DIANIMA? Sie hatte das nie gesagt, oder?

Egal. Vielleicht war sie von DIANIMA, vielleicht von einer Konkurrenzfirma. In der AHZ Ho Chi Minh wimmelte es nur so von Wirtschaftsspionen und internationalen Kartellen.

Vor einer Woche war er nach Vung Tau gefahren, ans Meer. Er hatte das Meer seit Monaten nicht mehr gesehen, hatte gedacht, es sei Zeit, mal wieder schwimmen zu gehen. Aber noch bevor er bis zur Hüfte in den Wellen stand, war er wieder rausgekommen, hatte sich eine Weile an die Strandbar gesetzt, war dann zurück in sein Hotel gegangen und hatte früh ausgecheckt.

Er wollte nie wieder tauchen.

Jetzt würde er zurück in seine kleine Wohnung im Bezirk 3 gehen und dabei zuschauen, wie DIANIMAs »großzügige Entschädigung« allmählich zur Neige ging. Und er hatte noch immer keine Ahnung, wie es mit ihm weitergehen sollte.

Als er zwei Blocks gelaufen war, wurde er von Krämpfen geschüttelt und auf den Boden geworfen. Ein Motorrad hielt an. Eine fremde Hand berührte ihn. Eine Frauenstimme. »Ist alles in Ordnung? Hallo?«

Vor seinen Augen ein verschwommener Tunnel voll Regen. »Holen Sie Hilfe. Bitte.« Dann sah er die Injektionsspritze in der Hand der Frau.

Motorräder rauschten vorbei, die Umrise verformt von Regenponchos, die Fahrzeuge und Fahrer verhüllten. Der Regen fiel in Lawrences offene, starre Augen.

Er war wieder dort. Das Schiff. Trübes Wasser, überall Schatten ... unscharfe Formen, die sein Kopf ständig neu zusammensetzte.

Wir sind aus dem Meer gekommen und wir überleben nur, weil wir unser ganzes Leben lang Salzwasser in uns tragen – in unserem Blut, unseren Zellen. Das Meer ist unser wahres Zuhause. Deshalb empfinden wir die Küste als so beruhigend: Wir stehen dort, wo die Wellen brechen, wie Vertriebene, die heimkehren.

Dr. Ha Nguyen, *Wie Meere denken*

## 2

Im Licht der Hexacopter-Landescheinwerfer tobte der verwehte Regen, während sie über die Wellen schwenkten. Sie durchschnitten ein Mangrovenwäldchen und erhellten dann den asphaltierten Landeplatz des Flugfeldes.

Am Boden gab es keine Beleuchtung. Eine verfallene Landebahn erstreckte sich über eine schmale Landzunge der Insel. Vom Helikopterlandeplatz zeugte nur noch eine blasse Markierung auf dem Boden. Vor einer schwarzen Baumgrenze verrotteten altertümliche Flugzeuge. Die Plastikverkleidung des Hauptgebäudes war zerschissen wie die Schuppen eines toten Fisches.

Schaukelnd setzte der Hexacopter zu seinem Sinkflug an. Er drehte sich um die eigene Achse und setzte mit einem Stoß auf dem Boden auf, ohne Rücksicht auf den Komfort der Passagierin, aber effizient. Die Rotoren kamen zum Stehen. Die Flügeltüren öffneten sich.

Ha hörte die Insekten-Kakophonie des Dschungels, die Frage-Antwort-Schreie der Makaken. Der Regen wehte von der Seite in die Passagierkapsel hinein. Sie zerrte ihre Ausrüstung aus dem Stauraum. Die Motoren der Hexacopter-Drohne klickten unregelmäßig, während sie abkühlten.

Zwischen den Bäumen erblickte sie einen wässrigen Lichtschein: ihr Empfangskomitee. Die Scheinwerfer des Hexacopters schalteten sich ab. Jetzt konnte Ha den Vollmond sehen,

halbverdeckt von Zirruswolken. Die Kumuluswolken weiter unten gossen inzwischen den tropischen Wald der Insel.

Ha atmete ein, schloss ihre Augen, öffnete sie wieder, wartete, bis sie sich an die Dunkelheit gewöhnt hatten. Die Lautsprecher des Hexacopters quäkten. »Bodenabholung. Entfernen Sie sich vom Hexacopter.«

Ha nahm ihre Taschen und rannte zum schützenden Unterstand am Rande des Flugfeldes. Die Lichter des Hexacopters sprangen gleißend wieder an. Er stieg vom Asphalt in die Höhe und schwenkte dann so schnell und in einem so scharfen Winkel ab, dass ein Passagier dabei bewusstlos geworden wäre. Binnen Sekunden war er verschwunden, in Wolken gehüllt.

Der Landtransporter war ein ehemaliges Militärfahrzeug, ein selbstfahrender Truppentransporter mit Bullaugen aus Panzerglas und übergroßen Honeycomb-Reifen.

Im Innenraum hatte man ihn für etwas Komfort ausgebaut. Die Fahrgastzelle war gepolstert, um den Lärm und die Erschütterungen von Einschlägen abzumildern. Der Brennstoffzellenantrieb lief zwar eher leise, aber das Getriebe jaulte und ließ die Kabine seltsam vibrieren. Ha dimmte das Licht.

Die dicken Schichten aus Glas und Polycarbonat im Bullauge verzerrten die Szenerie außerhalb des Fahrzeugs. Ha schaute durch das Fenster auf die wogende Dschungelwand, die die schmale Straße einfasste. Die kleinen Lichtungen zwischendurch ließen verfallene Bruchsteinwände aufblitzen, Bauwerke, vielleicht ehemalige Festungen. Oder Mühlen, oder Fabriken. Alles Mögliche. Der Vollmond warf Wellenformen auf die Meeresoberfläche.

Der Transporter fuhr in den dunklen Ort, eingeklemmt zwischen Wald und Meer. Von den wuchtigen, rot gedeckten Dächern der französischen Kolonialgebäude troff der Regen, die

stuckverzierten Wände hatten Schimmelflecken von der Feuchtigkeit. Die Fensterläden waren geschlossen, die Gärten überwuchert von Schlingpflanzen und Moos. Hier und da durchbrachen kommunistische Brutalismus-Gebäude die Häuserreihen: eine Oberschule, das Verwaltungsgebäude der Kommunistischen Partei. Betonmonster, feucht und voller Flechten, farblos in der Nacht.

Bei Tageslicht wäre diese verlassene Kleinstadt ein Ort der Pastelltöne und blätternden Fassaden. Ficusbäume, die gekalkten Stämme längst verwaschen, säumten die Straßen, Pflanzenreste lagen verstreut – Blätter, heruntergefallene Äste, Schoten, Früchte.

Der Transporter bog auf eine Allee ab, die entlang eines Damms verlief. Seine Frontscheinwerfer glitten über zwei Affen, die wie Kinder in einen Streit um irgendeinen Schatz vertieft waren. Am Ortsrand dünnten die Häuser allmählich aus, wurden schließlich zu Hütten. Ihre Dächer hingen durch, und die Schlingpflanzen hatten sie schon halb abgerissen.

Die Straße führte an der Küste entlang. Zur Linken fiel die Landschaft ab, wurde zu Felsen und dann zu einem Gewimmel aus Wellen. Die schwarzen Buckel der kleineren Inseln im Archipel krümmten sich im Wasser. Rechter Hand erhob sich der Gebirgsgrat der Hauptinsel, bedeckt von einem Pelz aus Bäumen.

Am Berghang tauchten die beleuchteten Dächer einer Pagode auf, die aussahen, als würden sie nur von dem starken Scheinwerferlicht dort an ihrem Platz gehalten. Ein vermeintliches Lebenszeichen auf dem ansonsten evakuierten Archipel, doch die Beleuchtung des Gebäudes war vermutlich automatisiert. Eine Installation für die Touristen, die doch nie zurückkehren würden.

Die Forschungsstation befand sich auf dem Gelände eines verlassenen Hotels – ein weißes sechsstöckiges Gebäude, das man ungeschickterweise am windigsten Punkt der Insel errichtet hatte. Das Hotel ragte aus dem umgebenden Gestrüpp empor, ebenfalls von starken Scheinwerfern beleuchtet. Die der Straße zugewandte Gebäudeseite lag im Schatten, die Fenster waren dunkel. Eine Zufahrtsstraße führte hinab zu einem doppelten, mit Stacheldraht verstärkten Sicherheitszaun.

Der Zaun war hell und neu, aber das Hotel war vermutlich schon lange vor der Evakuierung der Insel verlassen worden. Durch zerbrochene Fensterscheiben in den oberen Stockwerken wehten zerrissene Vorhänge. Feuchtigkeitsflecken und Schimmel überzogen die Fassade.

Der Transporter hielt vor einer mit zwei Toren gesicherten Einfahrt.

Eine Person in einem Regenponcho löste sich aus dem Gebäudeumriss und kam herüber zur Einfahrt. Sie schob das erste Tor beiseite. Der Transporter fuhr vor in den Haltebereich, das erste Tor wurde hinter ihm wieder geschlossen, das zweite öffnete sich. Der Transporter fuhr hindurch, auf eine Terrasse aus Terracotta-Fliesen hinter dem Hotel. Überall verstreut lagen Wedel der Palmen, die das Hotelgrundstück säumten, aber auf der Insel nicht heimisch waren.

Dominantestes Element der Terrasse war ein überdimensionierter Swimmingpool voller Algen und anderer Wasserpflanzen. Vermutlich war das früher einer dieser beliebten Salzwasserpools gewesen – wo Hotelgäste im Meer schwimmen konnten, ohne wirklich darin zu schwimmen. Irgendetwas im Pool schreckte beim Erscheinen des Transporters zusammen und zog sich ins Wasser zurück.

Zwei mobile Forschungseinheiten, so groß wie Schiffscontai-

ner, standen in der Nähe des Pools. Sie sahen aus wie industrielle Umkleidekabinen.

Die Tür des Transporters schob sich auf, und helle Regenfunken stoben ins Innere. Die in den Poncho gehüllte Figur beugte sich herein. Ein Frauengesicht, im Schatten der Kapuze. Hohe, breite Wangenknochen, die Augen an den äußeren Winkeln hochgebogen und dunkel. Der Regen lief ihr die Wangen hinab. Sie spuckte einen Satz in einer Sprache aus, die Ha nicht kannte. Eine ausdruckslose weibliche Stimme, wie von einer Zugansagerin, übertönte die Stimme der Frau. Sie kam aus einem wetterfesten Übersetzungsgerät, das an ihrem Kragen hing: »Sie sind willkommen an Forschungsvorposten Con Dao. Mein Name ist Altantsetseg. Ich bin beauftragt, zu helfen und zu schützen. Jetzt nehme Ihre Taschen. Wetter ist scheidender Regen.«

Ha blinzelte. Einen Augenblick lang war sie versucht, in hysterisches Gelächter auszubrechen: Sie hatte eine lange Reise hinter sich.

Altantsetseg starrte sie an und sagte dann einen Satz in ihrer Sprache, der klang wie ein Geflecht aus Konsonanten. »Der kopolierende Übersetzer funktioniert nicht richtig?«

»Doch, doch. Er funktioniert schon. Ich verstehe alles.«

»Dann setzen wir uns in Bewegung.«

Die Frau ragte hoch über Ha empor. Sie war zwei Meter groß oder noch größer. Ha sah jetzt auch das Gewehr – den kurzen Lauf, der über Altantsetsegs Schulter gelegt war.

Es regnete stärker. Ohne das Jaulen des Transporters und seine dicke Panzerung, die die Umgebungsgeräusche schluckte, konnte Ha jetzt den Wind in den Palmen fauchen hören, das Krächzen und Schreien der Tiere im Dunkel der Insel, die Wellen an einem Strand außer Sichtweite, unter der Hotelterrasse – alles verwaschen im Rauschen des Regens.

Sie liefen schnell, vornübergebeugt, um so wenige Tropfen wie möglich ins Gesicht zu bekommen. Im Hotel brannten einige wenige Lichter, im Erdgeschoss und im ersten Stock. Eine der Glastüren der Lobby wurde von einem zerbrochenen Zementblumenkübel offen gehalten.

Sie gingen hinein, und Altantsetseg führte Ha durch den menschenleeren Raum. Halbverfallene Stühle standen auf Tischen gestapelt, und in längst verwaisten Sitzecken waren schwer gepolsterte Diwane aneinandergeschoben worden. In dem freigeräumten Bereich in der Mitte des Raumes standen ein paar Tische. Darauf lagen Transportkoffer verstreut, ein Feldkocher, eine Kaffeemaschine. Elektronik. Etwas Leben in dieser höhlenartigen Halle aus synthetischem Marmor.

Has Zimmer lag im Stockwerk darüber. Es war eine geräumige Suite, die zwar feucht und verlassen roch, aber sauber war. Altantsetseg stellte Has Taschen in der Tür ab und ging wieder.

Ha hatte sich seit Stunden auf eine Dusche gefreut. Jetzt fiel sie jedoch, ohne sich auszuziehen, aufs Bett. Wenigstens war es frisch bezogen worden.

Sie träumte wieder von den Tintenfischen.